

DURCH MÄNNER ZU MIR SELBST

EINE REISE VON
BEZIEHUNGEN
ZU SELBSTLIEBE,
GRENZEN UND
FREIHEIT



ULIANA SUNNY

PSYCHOLOGIE & PERSÖNLICHE ENTWICKLUNG

Uliana Sunny

Durch Männer, zu sich selbst

<https://litres.ru/74537308>

SelfPub; 2026

Аннотация

Ich will die Wahrheit über mich schreiben; genau jene Wahrheit, die ich so lange in mir getragen habe, aus Angst, sie sei irgendwie zu viel

Auf den Seiten dieses Buches werden sich meine Erfahrungen, Erinnerungen und Gefühle niederlassen. Ich werde über die Entscheidungen schreiben, auf die ich stolz bin, so wie man auf ein hart erkämpftes Kind stolz ist. Und über die Dinge, die ich getan habe und für die ich mich noch immer schäme; jene, die Narben in meiner Erinnerung hinterlassen haben und mir noch immer böse Träume bringen.

Sie werden ein Mädchen aus einem Dorf sehen, das sich jeden Abend etwas von einem Stern wünschte und ihn um ein anderes Schicksal bat. Sie werden eine Frau sehen, die in tausend Stücke zerbrach und sich dennoch Stück für Stück wieder zusammensetzte, jedes Mal ein wenig stärker. Sie werden den Weg eines Menschen sehen, der durch dunkle Räume irrte, bis sie lernte, ihre eigene Stimme zu hören.

Содержание

Wahrheit	5
Ein Mädchen aus dem Dorf	7
Das hässliche Entlein	10
Universität	11
Erste Liebe	13
Fünf Schläge	15
Rettung	18
Zwei Diplome und eine Fahrkarte in die Hauptstadt	20
Die Hauptstadt, die ich nie sah	22
Die Tante	24
Die erste und letzte Rückkehr	26
Das erste „Business“	28
Soziales Netzwerk	30
Zweite Eroberung der Hauptstadt	31
Der Milliardär	33
Flucht aus der Wohnung meines Freundes	36
Fünf Mädchen, eine Wohnung	39
Zwei Jahre	42
Ich lernte zu gewinnen	44
Конец ознакомительного фрагмента.	47

Uliana Sunny

Durch Männer, zu sich selbst

Durch Männer, zu sich selbst

Contents

Bücher

Wir heirateten

Ich wurde wieder eine ganze Frau

Was in Wahrheit meine Stärke war

Wahrheit

Ich will die Wahrheit über mich schreiben; genau jene Wahrheit, die ich so lange in mir getragen habe, aus Angst, sie sei irgendwie zu viel ...

Auf den Seiten dieses Buches werden sich meine Erfahrungen, Erinnerungen und Gefühle niederlassen. Ich werde über die Entscheidungen schreiben, auf die ich stolz bin, so wie man auf ein hart erkämpftes Kind stolz ist. Und über die Dinge, die ich getan habe und für die ich mich noch immer schäme; jene, die Narben in meiner Erinnerung hinterlassen haben und mir noch immer böse Träume bringen.

Sie werden ein Mädchen aus einem Dorf sehen, das sich jeden Abend etwas von einem Stern wünschte und ihn um ein anderes Schicksal bat. Sie werden eine Frau sehen, die in tausend Stücke zerbrach und sich dennoch Stück für Stück wieder zusammensetzte, jedes Mal ein wenig stärker. Sie werden den Weg eines Menschen sehen, der durch dunkle Räume irrte, bis sie lernte, ihre eigene Stimme zu hören.

Ich weiß, dass die Erinnerung eine Lügnerin ist. Sie dichtet Details hinzu, bringt die Reihenfolge der Ereignisse durcheinander und malt die Vergangenheit in Tönen, die uns angenehm sind. Aber ich will dieses Spiel hinter mir lassen. Ich will bewahren, was am wichtigsten ist: den salzigen Geschmack der Gefühle, die ich durchlebt habe, und die Schwielen auf meinem

Herzen, hinterlassen von den Lektionen, auf die es ankam.

Ich schreibe dies für mich selbst und für jene Frau, die jetzt vielleicht am Rande ihres eigenen Abgrunds steht und nach einer Hand sucht. Vielleicht wird sie sich in meinem Geständnis wiedererkennen. Vielleicht findet sie genau jene Antwort, nach der sie in der Dunkelheit gesucht hat.

Und wenn Sie in diesen Zeilen plötzlich Ihrem eigenen Spiegelbild begegnen, werde ich glücklich sein. Wenn Sie eine Antwort finden, dann habe ich meinen Zweck erfüllt. Und wenn nicht, soll dieses Buch für Sie einfach die Erfahrung eines anderen Menschen werden. Ein Zeugnis dafür, dass selbst der verschlungenste Weg nicht endlos ist. Dass alles mit einer Wahl beginnt. Mit genau jenem Moment, in dem man sich entscheidet, nicht zu leiden, sondern zu handeln. Mit dem Entschluss, nicht darauf zu warten, dass der Schmerz vergeht, sondern sich selbst zu wählen. Sich dafür zu entscheiden, zu leben und weiterzugehen, selbst wenn von einem Weg weit und breit nichts zu sehen ist.

Das ist meine wahre Geschichte. Stolz auf das, was ich getan habe, und Schmerz über das, was ich ertragen habe. Absatz für Absatz.

Ich beginne ...

Ein Mädchen aus dem Dorf

Stellen Sie sich eine Welthauptstadt vor. London. Tokio. New York. Paris. Peking. Neu-Delhi. Städte, in denen Menschen in teuren Anzügen zur Arbeit eilen, wo Wolkenkratzer die Sonne widerspiegeln, wo Restaurants voller Menschen sind, die über Geschäfte, Reisen, Investitionen und Zukunftspläne sprechen. Nun stellen Sie sich einen Ort etwa fünfzehnhundert Kilometer südlich einer solchen Hauptstadt vor. Ein Dorf. Dort wurde ich geboren. Wo einem Kind praktisch alle Möglichkeiten verschlossen sind. Ich wurde in die Familie eines einfachen Fahrers und einer Buchhalterin hineingeboren. Unser Haus war ein kleines, altes Lehmhaus, erbaut aus Schilfrohr. Die Toilette war draußen. Wasser trugen wir in Eimern von einer Pumpe herbei. Mama und Papa lebten praktisch auf der Arbeit. Sie arbeiteten nicht für Reisen, ein schönes Leben oder große Anschaffungen. Sie arbeiteten, um mich und meinen Bruder zu ernähren. Damit wir zu essen hatten. Damit wir zur Schule gehen konnten. Damit unsere Familie eines Tages ein ganz normales Backsteinhaus haben würde. Während meine Eltern bei der Arbeit waren, wurde ich zur Herrin des Hauses. Ich war ein Kind, aber ich hörte sehr früh auf, mich einfach nur wie ein Kind zu fühlen. Ein Mädchen, das eigentlich spielen, spazieren gehen und auf seine Eltern warten sollte. Ich putzte, half im Haus und versorgte die Wirtschaft. Es war so selbstverständlich

für mich, dass ich nicht einmal hinterfragte, warum es so war. Wahrscheinlich, weil es in unserem Leben keine andere Wahl gab. Es waren die Neunziger. Krise, Armut, Mangel an normaler Arbeit, Ungewissheit. Es war eine schwere Zeit für viele Familien. Auch für unsere. Meine Eltern versuchten jahrelang, diesem Leben zu entkommen. Aber das Geld reichte nie. Während unserer gesamten Kindheit schafften sie es fast nur, für den Bau eines Backsteinhauses zu sparen. Stein für Stein. Jahr für Jahr. Und alles, was sie zu verdienen vermochten, floss dorthin. Für uns Kinder war also praktisch nie Geld da. Keine teure Kleidung. Kein Computer. Keine Telefone. Keine Süßigkeiten. Keine Möglichkeit, alles zu kaufen, was wir uns wünschten. Manchmal fehlte es uns an den alltäglichsten Dingen, die für andere Kinder selbstverständlich waren. Aber damals verstand ich das nicht. Ich lebte einfach. Und eines begriff ich sehr früh: Wenn man kein Geld hat, ist das Einzige, was einem niemand nehmen kann, das Wissen. Also lernte ich in der Schule mit unglaublicher Beharrlichkeit. Ich war sicher: Bildung war meine einzige Eintrittskarte in ein anderes Leben. Ich verpasste keine einzige Stunde. Ich gab mir größte Mühe. Doch gleichzeitig hielt ich mich in der Schule nicht für klug. Im Gegenteil. Meine Freundinnen hatten lauter Einsen. Ich war die „Dümmste“ unter ihnen; zumindest kam es mir so vor. Ich hatte zwei Zweien. Nur zwei. Aber neben Mädchen, die praktisch nur Einsen hatten, fühlte ich mich weit abgeschlagen. Erst viel später wurde mir klar, dass dieses Umfeld ein riesiges Geschenk für mich war.

Ich sah sie an und dachte: „Wenn sie das können, dann sollte ich es auch können.“ Ich versuchte mitzuhalten. Damals begriff ich zum ersten Mal, wie sehr die Menschen um uns herum uns prägen. Manchmal braucht man niemanden, der einem ständig sagt: „Du schaffst das.“ Manchmal reicht es schon zu sehen, dass es jemand bereits geschafft hat. Und man schämt sich, aufzugeben.

Das hässliche Entlein

In der Schule hielt ich mich für hässlich. Eines Tages erzählte ich meiner Mutter davon. Sie sah mich an und sagte: „Du bist vorerst ein hässliches Entlein. Aber bald wirst du dich in einen wunderschönen Schwan verwandeln.“ Ich glaubte ihr damals nicht. Ganz und gar nicht. Ich war sehr dünn, hatte langes schwarzes Haar und dichte, buschige Augenbrauen. Ich hatte keine markanten, einprägsamen Gesichtszüge. Ein gewöhnliches Gesicht, ein asiatisches Äußeres, dunkle Haut. Aber ich wollte anders sein. Ich wollte slawisch aussehen. Mir schien, dass wahre Schönheit so aussehen müsse. Jetzt denke ich an dieses kleine Mädchen und lächle. Wie grausam wir manchmal zu uns selbst sind. Wie viele Jahre wir uns durch den Blick fremder Maßstäbe betrachten können, ohne unsere eigene Schönheit zu bemerken. Damals wusste ich nicht, dass schöne Menschen nicht nur einer einzigen Norm entsprechen. Schönheit gibt es in unterschiedlichen Formen. Und vielleicht gibt es gar keine hässlichen Menschen. Es gibt Menschen, die noch nicht gelernt haben, sich selbst zu sehen. Ich war eine von ihnen.

Universität

Mit siebzehn Jahren erhielt ich mein Abschlusszeugnis. Zwei Zweien, sonst nur Einsen. Und ich ging fort, um in der Gebietshauptstadt zu studieren. Ich schrieb mich an einer staatlichen Universität ein, um Mathematik- und Informatiklehrerin zu werden. Ich war siebzehn. Ich verließ das Dorf und ging praktisch ganz allein in die Stadt. Meine Eltern konnten mir nur selten Geld geben. Meine Großmutter half. Wenn sie ihre Rente bekam, zweigte sie einen kleinen Betrag für meine Ausgaben ab. Und das war alles. Praktisch gab es keine andere Hilfe. Mein Bruder studierte ebenfalls an der Universität, an derselben wie ich. Ihm half manchmal mein Großvater. Er wohnte bei ihm, da die Wohnung meines Großvaters nicht weit von der Universität entfernt lag. Ich hingegen musste mich fast ganz auf mich selbst verlassen. Und da begriff ich noch etwas: Wenn kein Geld da ist, muss man es sich auf anderem Weg erarbeiten. Also bemühte ich mich, so gut zu lernen, dass ich zwei Stipendien erhielt. Ich musste mir die Möglichkeit, meine Ausbildung fortzusetzen, buchstäblich verdienen. Es reichte immer noch nicht. Doch ich machte weiter. Lernen. Nebenjobs. Sparen. Und wieder lernen. Im Sommer arbeitete ich in einer Fabrik, in einem Lebensmittelgeschäft. Es war wenig Geld. Aber es war mein eigenes. Parallel dazu half ich meinen Eltern bei ihrem ersten kleinen Geschäft. Irgendwann kündigten Mama

und Papa ihre Arbeit und beschlossen zu versuchen, auf eigene Rechnung zu arbeiten. Papa kaufte ein billiges rotes Auto. Mehrere Milchkannen. Eine Zentrifuge, um Milch und Sahne zu verarbeiten und Quark herzustellen. Unsere Familie besaß ein wenig eigenes Vieh; ohne das war ein Überleben im Dorf praktisch unmöglich. Doch es reichte nicht. Also kauften meine Eltern Milch von Nachbarn, vom Bauernhof, von einfachen Leuten. Und sie begannen, in den Innenhöfen im Stadtzentrum Milchprodukte zu verkaufen. Das klingt jetzt fast romantisch. Aber damals war es keine Romantik. Es war ein Kampf. Es waren Centbeträge. Und diese Centbeträge reichten für das Essen. Manchmal für Kleidung. Und sie sparten für den Bau des Hauses. Das war alles. Keine weiteren Ersparnisse. Keine großen Pläne. Nur ein weiterer Tag.

Erste Liebe

Das erste Studienjahr an der Universität ging zu Ende. Ich kam ins zweite. Ich war achtzehn. Und eines Tages ging ich mit meiner Freundin in eine bekannte Bar namens „Prado“. An Jungs dachte ich damals überhaupt nicht. Nicht einmal ein bisschen. Ich hatte andere Pläne. Lernen. Und nochmals lernen. Ich liebte Musik und das Tanzen (in der Schule ging ich in den Chor und zum Tanzunterricht). Die Musik endete, das nächste Lied fing an, und ich löste mich aus der Mädchenmenge und ging Richtung Ausgang, nur um etwas frische Luft zu schnappen. Und dort traf ich ihn. Meinen ersten festen Freund. Den Mann, mit dem ich die nächsten fünf Jahre verbringen sollte. Damals wusste ich noch nicht, dass ich gerade meiner ersten großen Liebe begegnete. Und weißt du, was die erste Liebe ist? Es ist, wenn ein Mensch so schnell zu einem Teil deines Lebens wird, dass du gar nicht mehr verstehst, wo er aufhört und du beginnst. Er sah gut aus, war wohlerzogen, interessant. Er arbeitete als Kapitän auf großer Fahrt und stach oft in See. Und das klang für mich damals beinahe wie ein Leben aus einem Film. Er war gerade einmal zwei Jahre älter als ich. Ich war achtzehn. Er war zwanzig. Vor mir hatte er schon viele Freundinnen gehabt. Ich hatte noch nie einen festen Freund gehabt. Er war in allem mein Erster. Und er verstand es, zu bezaubern. Sehr sogar. Er kümmerte sich um mich. Half mir finanziell. Unterstützte mich seelisch. War für

mich da. Und ich liebte ihn so, wie vielleicht nur ein Mensch lieben kann, der sein Herz wirklich zum allerersten Mal für jemanden geöffnet hat. Ich war ihm treu. Selbst wenn er zur See fuhr. Selbst wenn wir weit voneinander entfernt waren. Ich wartete auf ihn. Damals schien es mir, dass genau das Liebe war. Dass dieser Mensch mit Sicherheit mein Ehemann werden würde. Dass dies mein Schicksal war. Ich wusste noch nicht, dass das Schicksal uns manchmal erst einen Menschen gibt, den wir von ganzem Herzen lieben, und ihn uns dann wieder nimmt, damit wir uns selbst begegnen.

Fünf Schläge

Die Zeit verging. Ich schloss die Universität ab. Erhielt mein Diplom als Lehrerin für Mathematik und Informatik. Begann ein Aufbaustudium. Hatte bereits ein Jahr studiert. Und dann geschah etwas in meinem Leben, an das ich mich bis heute als eine der schrecklichsten Zeiten erinnere. Nicht eine einzige Tragödie. Sondern gleich mehrere auf einmal. Eine nach der anderen.

Erstens. Meine Mutter wurde krank. Ein Gehirntumor. Die Krankheit schritt rasend schnell voran. Sie verlor ihr Gedächtnis. Verlor ihre Gesundheit. Wurde allmählich praktisch arbeitsunfähig. Ich sah meine Mama an und begriff gar nicht, wie so etwas überhaupt geschehen konnte. Gestern noch war sie ein Mensch gewesen, der arbeitete, sich um alle kümmerte und die Familie zusammenhielt. Und nun schwand ihre Gesundheit direkt vor unseren Augen. Viel Arbeit. Stress. Armut. Jahrelange ständige Anspannung. All das schien sie nun endgültig eingeholt zu haben.

Zweitens. Meine Großmutter starb. Genau die Großmutter, die mir geholfen hatte. Sie starb in meinen Armen und in den Armen meines Onkels. Ich erinnere mich noch heute an diesen Augenblick. Ich erinnere mich an den Schaum vor ihrem Mund. Ich erinnere mich an die Angst. Ich erinnere mich an das Gefühl der absoluten Hilflosigkeit. Ich liebte sie sehr. Und in diesem

Moment verlor ich einen Menschen, der mir viele Jahre lang eine meiner Stützen gewesen war.

Drittens. Mein Bruder war weit weg. Nach der Universität diente er in der Armee. Viele Jungs machten das durch. Und auch er musste seine Pflicht erfüllen. Doch für mich bedeutete es eines: Er war nicht an meiner Seite.

Viertens. Papa ging zum Arbeiten in eine andere Stadt. Der Milchverkauf brachte nicht mehr dieselben Einkünfte. Es tauchten immer mehr Läden auf, die billigere, wenn auch nicht sonderlich hochwertige Milch verkauften. Das kleine Familiengeschäft begann einzugehen. Und mein Vater ging wieder fort, um Arbeit zu finden.

Fünftens. Und genau damals geschah das Schmerzhafte überhaupt. Meine erste Liebe hinterging mich. Er betrog mich. Ich sah eine Nachricht von einem anderen Mädchen. Ich erinnere mich an diesen Moment. Und das Schrecklichste ist: Er wusste, was ich durchmachte. Er wusste von Mamas Krankheit. Wusste vom Tod der Großmutter. Wusste, dass Papa weit weg war. Wusste, dass mein Bruder in der Armee war. Er wusste alles. Und ich hatte im dritten Studienjahr einst ein ganzes Jahr lang auf ihn gewartet, während er in der Armee war. Ich war ihm treu. Und nun, genau in diesem Moment, betrog er mich. Er bat um Vergebung, entschuldigte sich lange, sank auf die Knie, doch ich konnte ihm nicht verzeihen. In meinen Augen war er „gestorben“. Und dann fuhr er wieder auf große Fahrt.

Und ich blieb allein mit meinen Schlägen zurück. Ich stand

auf den Trümmern meines Lebens. Und innerlich starb ich. Zu sagen, dass ich extremen Stress erlebte, ist maßlos untertrieben. Vorher hatte ich gedacht, ich hätte schon viel im Leben gesehen. Die Krankheiten von Verwandten. Die Streitigkeiten und Schlägereien meiner Eltern. Ihre Beinahe-Scheidung. Den Verrat von „Freunden“. Meine eigene Schlägerei in der Schule mit fünf Mädchen, nach der fast mein ganzer Körper voller Blut war. Das Fehlen von allem, was sich ein normales Kind nur wünschen würde. Jetzt könnte man das alles als Kleinigkeiten bezeichnen. Doch für ein Kind sind das keine Kleinigkeiten. Im Vergleich zu dem, was damals geschah, schien all das jedoch wahrhaftig eine Kleinigkeit zu sein. Denn fünf Schläge trafen mich fast zeitgleich. Und sie brachten mich beinahe um. Aber eben nur beinahe. Denn mir blieb nichts anderes übrig, als all meine Kräfte zusammenzunehmen und zu handeln.

Rettung

Zuerst Mama. Ich beschloss, dass ich sie retten würde. Ich wusste nicht, wie. Ich wusste nicht, woher ich das Geld nehmen sollte. Ich wusste nicht, wer mir helfen würde. Aber ich musste etwas tun. Unter ungeheuren Mühen gelang es mir, eine Quote für eine Operation an einem Forschungsinstitut der Hauptstadt beim besten Neurochirurgen zu erkämpfen. Ich ging zur Gesundheitsbehörde. Dort zeigte man mir ein ganzes Büro, vollgestopft mit meterhohen Papierstapeln, wo alle auf ihren Operationstermin warteten. Ich verstand das alles, aber mir blieb keine andere Wahl, als zu betteln. Zu weinen. Um Hilfe zu bitten. Ich trug Dokumente zusammen. Und ich bat erneut. Uns wurde die Operationsquote bewilligt. Geld für Mamas sonstige Ausgaben wurde nicht ohne die Hilfe von Menschen zusammengebracht. Verwandte. Nachbarn. Bekannte. Jeder half, wie er nur konnte. Und die Operation fand schließlich statt. Mama wurde operiert. Nach und nach, im Laufe eines halben Jahres, kehrte sie in den Zustand eines gesunden Menschen zurück. Nicht sofort. Nicht leicht. Aber sie kehrte zurück. Natürlich gab es Folgen der Operation; eine Hirnarterie war beschädigt worden, und sie verlor in einem Gesichtsfeld die Sehkraft. Aber sie lebt, sie hat es geschafft. Und das war etwas, womit sie leben konnte. Und damals spürte ich zum ersten Mal ganz deutlich: Manchmal muss ein Mensch nicht allein stark sein.

Manchmal ist Stärke, sich einzugestehen, dass man Hilfe braucht. Und Menschen zu erlauben, zu helfen.

Großmutter. Wir beerdigten Großmutter. Mit den Verwandten. Das ganze Dorf. Ich liebte sie sehr. Möge die Erde ihr leicht sein.

Vater und Bruder. Dann kehrte Vater zurück. Mein Bruder beendete seinen Dienst und kehrte ebenfalls zurück. Sie kehrten der Reihe nach zurück. Und mit jeder Rückkehr fühlte ich mich ein wenig leichter.

Schließlich waren wieder Menschen zu Hause. Mama lebte. Vater war zurückgekehrt. Der Bruder war zurückgekehrt. Doch das löste das fünfte Problem nicht. Meine Liebe war zerstört. Und da traf ich die erste wahrhaft wichtige Entscheidung für mich selbst. Ich beschloss, in die Hauptstadt zu ziehen. Zu meiner Tante, der Schwester meiner Mutter. Sie besuchte uns selten. Doch in unserer Vorstellung war sie fast schon ein Mensch aus einer anderen Welt. Sie war aus der Hauptstadt. Und die Hauptstadt war für uns etwas Enormes, Fernes und beinahe Unerreichbares.

Zwei Diplome und eine Fahrkarte in die Hauptstadt

Zu dieser Zeit schloss ich gerade mein Masterstudium ab. Ich schrieb an meiner Masterarbeit. Ich legte die Staatsexamina ab. Damals arbeitete ich parallel in zwei Jobs und absolvierte gleichzeitig mein Masterstudium. An der Universität war ich leitende Fachkraft in der wissenschaftlichen Abteilung, Dozentin für mathematische Analysis für Erstsemester. Und freitags fuhr ich in ein Internat für Kinder mit Behinderungen, um sie in Mathematik zu unterrichten. Ich schloss mein Masterstudium erfolgreich ab; dank meines Fleißes gelang es mir, meine Staatsexamina mit Bestnoten zu bestehen und meine Abschlussarbeit erfolgreich zu verteidigen. Dann kündigte ich all meine Stellen und kaufte mir sofort ein Flugticket in die Hauptstadt.

Dieser Abend in meinem Elternhaus war voller Tränen. Ich eröffnete meinen Eltern, dass ich gehen würde. Mama war damals schon wieder zu Hause und fühlte sich wohl. Mein Bruder hatte eine gute Stelle gefunden und gerade erst geheiratet. Seine schwangere Frau zog bei uns ein. Ich hingegen ließ mir ein wenig Geld von meinen Eltern, die ein paar Kühe verkauften, um mir einige Mittel mitzugeben, und packte meinen Koffer. Ich nahm meine beiden Diplome und flog los, um die Hauptstadt zu

erobern. Allein. Das war im Grunde alles, was ich besaß. Zwei Diplome. Ein kleiner Koffer. Und ein ungeheurer Wunsch, mein Leben zu verändern. Ich dachte, das Schlimmste läge hinter mir. Wie sehr ich mich doch irrte... Das Schlimmste fing gerade erst an...

Die Hauptstadt, die ich nie sah

Ich kam in der Hauptstadt an, mit zwei Diplomen, meinem kleinen Koffer und der Gewissheit, dass sich mein Leben nun ganz sicher verändern würde. Ich wollte sofort an einer Universität arbeiten. Es schien logisch, die akademische Laufbahn fortzusetzen: Mathematik, Informatik, Pädagogik und Wissenschaft. Genau dafür hatte ich schließlich so viele Jahre studiert. Doch die Hauptstadt erklärte mir schnell eine einfache Sache: Hier interessierte es niemanden, wie sehr man geträumt hatte. Man musste an dem Ort anfangen, den man einem zuwies. Und man gab mir eine Schule. Eine Schule vor Ort am Stadtrand, wo meine Tante wohnte.

Ich erinnere mich an meinen ersten Eindruck. Ich kam aus einem kleinen Dorf, in dem jeder jeden kannte, wo Kinder ihren Lehrer auf der Straße grüßen konnten und Erwachsene wussten, aus welcher Familie jedes Kind stammte. Hier war das anders. Die Kinder der Hauptstadt waren aggressiv und arrogant. Manche von ihnen kannten in der fünften Klasse Schimpfwörter besser als das Einmaleins. Ich kam als Lehrerin für Mathematik und Informatik dorthin. Doch ich begriff sehr schnell, dass man mich nicht einfach nur Lehrerin sein lassen würde. Ich musste alles auf einmal sein. Eine Lehrerin. Eine Psychologin. Eine Sozialarbeiterin. Eine Klassenleiterin für mehrere Klassen. Manchmal eine Mutter. Manchmal ein Mensch, der einem Kind

einfach nur zuhören musste.

Ich kam eine Stunde vor Unterrichtsbeginn an der Schule an. Und manchmal ging ich erst um zehn Uhr abends. Ich arbeitete auf zwei vollen Stellen. Von meinem Gehalt kaufte ich den Kindern Süßigkeiten und versuchte, irgendeine Art von Kontakt aufzubauen. Manchmal nahmen sie die Süßigkeiten und blieben trotzdem undankbar. Es gab Kinder aus benachteiligten Familien. Ja, solche Familien gibt es auch in der Hauptstadt. Ich wurde wütend. Ich weinte. Ich wurde müde. Ich kehrte nach Hause zurück. Und am Morgen ging ich wieder dorthin. Es war wie ein Albtraum, aus dem man unmöglich aufwachen konnte.

Und das Furchtbarste war: Ich sah die Stadt kaum. Ich war gekommen, um die Hauptstadt zu erobern. Doch ich kannte nur die Route: Zuhause, Schule, Schule, Zuhause. Keine Spaziergänge, keine Theater oder Museen, keine Restaurants, keine schönen Straßen, überhaupt kein Stadtleben. Ich war so sehr mit dem Überleben beschäftigt, dass ich nicht einmal Zeit hatte zu begreifen, wo genau ich eigentlich lebte. Doch die Schule war nur die Hälfte des Problems. Die andere Hälfte wartete zu Hause auf mich.

Die Tante

Meine Tante, die Schwester meiner Mutter, erwies sich als sehr schwieriger Mensch. Launisch. Fordernd. Herrschsüchtig. Sie hatte ihre eigenen Regeln, ihre eigenen Überzeugungen und eine ungeheure Menge an Beschwerden über mich. Dies war nicht richtig gemacht worden. Jenes war nicht richtig. Dorthin darfst du nicht gehen. Hab keinen Umgang mit diesen Leuten. Geh nirgendwohin. Nur die Wohnung und die Schule. All das Geld, das ich verdiente, ging für Essen, die Wohnung und ihre Ausgaben drauf. Manchmal schaffte ich es, mir ein paar Anzihsachen zu kaufen. Und das war alles.

Gleichzeitig verstand ich sie. Sie stammte selbst aus einem Dorf. Auch sie war einst in die Hauptstadt ausgebrochen. Heiratete. Dann starb ihr Mann in jungen Jahren. Sie war ihr ganzes Leben lang behindert gewesen und arbeitete nicht, sondern lebte von einer Erwerbsminderungsrente. Womöglich war auch ihr Leben überhaupt nicht leicht. Als ich ankam, wurde ihr Leben ein wenig leichter. Doch zugleich begann sie, mich nur noch stärker zu kontrollieren.

Nach acht Monaten sagte sie: „Wähle. Entweder du lebst weiterhin so und ich vererbe dir meine Wohnung, oder geh zurück ins Dorf und du stehst mit nichts da. Und komm nicht wieder.“ Sie manipulierte mich. Und ich weinte. Ich wollte bei Mama sein. Ich wollte nicht unter solch einer totalen Kontrolle

leben, nicht jeden Tag Unzufriedenheit und merkwürdige Blicke sehen. Ich wollte nicht bloß für sie leben und auf das Manna vom Himmel warten. Ich befand mich ohnehin schon in einem schwierigen seelischen Zustand; ich war psychisch labil. Und ihr ständiger Druck. Sie machte mich innerlich nur noch mehr kaputt. Ich wollte zurück nach Hause.

Ich lebte neun Monate lang bei ihr. Ich arbeitete ein Schuljahr lang an der Schule. Und ich kehrte zurück. Ich sah die Hauptstadt nicht wirklich. Jedenfalls nicht die Stadt, die ich mir vorgestellt hatte. Und damals entschied ich, dass die Hauptstadt vielleicht einfach nichts für mich war. Ich dachte, dass dort irgendwelche besonderen Menschen lebten. Stark. Hart. Selbstbewusst. Und ich war vielleicht zu schwach. Ich dachte: „Ich werde kein Teil dieser Welt werden.“ Ich irrte mich. Aber damals wusste ich es noch nicht.

Die erste und letzte Rückkehr

Als ich nach Hause zurückflog, küsste ich buchstäblich den Boden meines Dorfes. Ich fühlte mich so wohl. Endlich war ich wieder wahrhaftig daheim. Ich zahlte die Schulden meiner Eltern zurück, half meinem Bruder mit Geld aus (ein Hochzeitsgeschenk von mir), und es blieb sogar noch ein wenig für mich übrig. Also entschied ich: Das ist es. Ich werde in der Nähe meiner Eltern leben. Ich bekam sofort eine Stelle als Lehrerin am Bezirkslyzeum. Die Arbeit war viel ruhiger. Das Gehalt durchschnittlich. Und ich dachte: „Vielleicht brauche ich diese Hauptstadt gar nicht?“ Ich war in der Nähe meiner Eltern. Mama lebte und fühlte sich wohl. Papa war zu Hause. Mein Bruder war aus der Armee zurückgekehrt, hatte geheiratet, und seine Frau hatte bereits ein Kind zur Welt gebracht. Ich hatte Arbeit. Was brauchte ich sonst noch?

Doch innerlich regte sich allmählich ein Gefühl, das ich anfangs zu ignorieren versuchte. Ich begann das Interesse an dieser Art von Leben zu verlieren. Nicht als menschliches Wesen, sondern als der Mensch, der ich war, der mehr wollte. Ich hatte eine Ausbildung. Ich hatte Erfahrung. Ich wusste, dass ich mehr tun konnte. Doch jeden Tag geschah dasselbe. Schule. Zuhause. Das Dorf. Und wieder Schule.

Nach einer Weile begann ich, mir Fragen zu stellen. „Ist das alles?“ „Will ich wirklich mein ganzes Leben hier

verbringen?“ „Werde ich an einer Dorfschule arbeiten, ein kleines Gehalt verdienen, bei meinen Eltern, meinem Bruder, seiner Frau und ihren Kindern leben?“ „Werde ich mein ganzes Leben damit verbringen, der Familie zu dienen, und mich selbst dabei vergessen?“

Es gab nur eine Antwort: Nein. Doch was als Nächstes zu tun war, wusste ich nicht. Ich hatte bereits den Liebesverrat erlebt. Ihn loszulassen war unglaublich schwer gewesen. Ich litt buchstäblich körperlich. Ich quälte mich innerlich weiterhin mit Einsamkeit und Erinnerungen zu Tode. Doch mit der Zeit begann der Schmerz nachzulassen.

Ein weiteres Jahr verging. Ich sammelte Erfahrung als Lehrerin am Lyzeum. Ich stellte ein gutes Portfolio zusammen. Und schließlich begriff ich: Ich musste weitermachen.

Das erste „Business“

Und dann beschloss ich, ein eigenes Unternehmen zu gründen. Das allererste in meinem Leben. Ich nahm einen beachtlichen Kredit auf. Ich kaufte ein Auto. Ich kaufte einen Marktstand. Mir schien, ich hätte an alles gedacht. Meine Mutter und ich fuhren los, um Kleidung einzukaufen. Sie half mir. Ich stellte eine Verkäuferin ein. Und an den Wochenenden und Feiertagen stand ich selbst hinter dem Tresen. Ich blickte auf meinen Stand und dachte: „Das ist es. Jetzt bin ich Unternehmerin.“ Doch das Geschäft kam nicht in Schwung. Überhaupt nicht. Es war die falsche Kleidung. Die falsche Lage. Das falsche Publikum. Die Leute kamen herein. Bewunderten die Sachen. Schauten sie sich an. Fragten nach dem Preis. Und gingen wieder. Es war ihnen zu teuer. Die Leute waren es gewohnt, Dinge zum denkbar niedrigsten Preis zu kaufen. Und ich bot Waren an, die zwei- oder dreimal so viel kosteten wie das, was sie gewohnt waren. Nach etwa drei Monaten begriff ich alles. Ich musste den Stand schließen. Ich verkaufte ihn zum halben Preis. Und blieb auf dem Kredit sitzen. Ende des Sommers. Ich saß da und dachte: „Tja, das war's. Jetzt wird ganz sicher gar nichts mehr klappen.“ Ich nannte mich dumm. Talentlos. Eine Versagerin. Ich dachte, ich hätte schon wieder alles vermässelt. Ein Glück, dass ich parallel weiter als Lehrerin gearbeitet hatte. Sonst hätte ich schlichtweg nichts zum Leben gehabt. Doch genau dieses

Scheitern bewirkte ganz unerwartet etwas sehr Wichtiges für mich. Es zwang mich, zum ersten Mal innezuhalten und mein eigenes Leben zu analysieren. Ich fragte mich: „Was will ich eigentlich?“ Nicht meine Eltern. Nicht meine Verwandten. Nicht die Gesellschaft. Kein Mann. Nicht die Schule. Ich. Was will *ich*? Wie will ich leben? War das schon das Ende? Oder konnte ich noch einmal von vorn anfangen? Ich sah mich an und mir wurde klar: „So will ich nicht leben.“ Aber was sollte ich als Nächstes tun? Ich wusste es nicht. Doch ich beschloss: zumindest *irgendetwas*.

Soziales Netzwerk

Ich meldete mich bei einem bekannten sozialen Netzwerk an. Für mich glich das fast einem Ereignis. Mein erster Freund hatte mir die Nutzung sozialer Netzwerke verboten. Während meine Freundinnen stundenlang online waren, hatte ich mich dort nicht einmal vernünftig mit anderen Menschen austauschen können. Jetzt aber war ich frei. Und eines Tages schaltete ich den Computer ein, nicht für die Arbeit, und öffnete das soziale Netzwerk. Einfach nur, um nachzuschauen. Was ging dort überhaupt vor sich? Wer führte welches Leben? Was gab es Interessantes? Und genau dort kam ich wieder mit einem Freund ins Gespräch. Er stammte aus meinem Dorf, lebte nun aber in der Hauptstadt. Er arbeitete als Manager bei einer Ölgesellschaft. Er schrieb zuerst. Ich antwortete. Wir kannten einander schon lange, doch zuvor waren unsere Leben stets nebeneinanderher gelaufen. Nun kreuzten sie sich unerwartet. Er fragte, wie es mir gehe. Ich erzählte es ihm. Vom gescheiterten Unternehmen. Von der Arbeit. Vom Leben. Und nach einer Weile einigten wir uns darauf, dass ich zu ihm fliegen würde. Er bot mir an, bei ihm zu wohnen und mein Glück ein zweites Mal zu versuchen. Natürlich sagte ich zu. Zu jener Zeit begriff ich noch nicht, wie sehr diese Entscheidung mein Leben verändern sollte. Aber ich wollte versuchen, wieder in die Hauptstadt zurückzukehren und mich dort dauerhaft niederzulassen.

Zweite Eroberung der Hauptstadt

Ich verkaufte rasch mein Auto. Zahlte einen Teil des Kredits ab. Registrierte mich auf einer Website für Stellensuche. Und buchstäblich an einem einzigen Tag fand ich eine Stelle als Mathematiklehrerin an einer guten Schule in der Hauptstadt. Das war nicht mehr der Stadtrand. Und obwohl es nicht das Stadtzentrum war, von dem ich gar nicht erst zu träumen wagte, bedeutete es für mich einen gewaltigen Schritt nach vorn. Das versprochene Gehalt lag etwa dreimal so hoch wie mein bisheriges. Ich hoffte auf kein Wunder. Ich beschloss einfach, es noch einmal zu versuchen. Ich stieg in ein Flugzeug. Ich flog hin. Er holte mich ab. Wir begannen, zusammenzuleben. Als Freunde. An den Wochenenden konnten wir irgendwohin ausgehen. An den Werktagen arbeiteten wir. Doch zu behaupten, es sei mir leichtgefallen, wäre eine Lüge. Moralisch und psychologisch war es sehr schwer für mich. Denn er hoffte auf eine Beziehung. Und ich nicht. Er war ein guter Mensch. Gute Arbeit. Gutes Gehalt. Wohnung. Erziehung. Fürsorge. Doch in meinem Inneren herrschte Leere. Ich wusste bereits, dass man Liebe nicht erfinden kann. Ich wollte ihn nicht ausnutzen. Doch ich wollte mich auch nicht verstellen, schon gar nicht gegenüber jemandem, der mit mir im selben Hof aufgewachsen war. Ich begriff: Er brauchte eine andere Frau. Und ich brauchte damals niemanden. Ich musste überleben. Ich musste mich in

der Hauptstadt festkrallen. Mit Händen. Mit Füßen. Mit Zähnen. Koste es, was es wolle. Ich wollte mein altes Leben nicht wiederholen. Ich wollte nicht zurück ins Dorf. Ich wollte nicht wieder von Umständen abhängen. Und ich wollte ganz sicher nicht nach einem Mann suchen, nur um zu heiraten. Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich es schon zu Hause tun können. Doch meine innere Stimme deutete nicht einmal ansatzweise auf Heirat hin. Sie sagte etwas völlig anderes: „Werde erst einmal du selbst.“

Der Milliardär

Bevor ich zu meinem Freund in die Hauptstadt flog, lernte ich einen sehr wohlhabenden Mann kennen. Das war meine erste Bekanntschaft mit einem Milliardär. Allerdings erfuhr ich das erst viel später, rein zufällig, als ich eines Tages online begann, Artikel über ihn zu lesen. Wir lernten uns in der bekanntesten Bar einer Nachbarstadt kennen. Er war mit Freunden dorthin geflogen, um einen großen Angelausflug zu machen. In jener Gegend gab es tatsächlich große und köstliche Fische, und das schien auch der Grund gewesen zu sein, weshalb die Gesellschaft sich diesen Ort ausgesucht hatte.

An jenem Abend amüsierten wir uns einfach nur gut. Meine Freunde waren da, seine Freunde, viele Gespräche, Lachen und gute Laune. Er gratulierte mir zum Geburtstag und übernahm für mich völlig überraschend alle Ausgaben. Wir tauschten Kontakte aus. Am nächsten Tag flog er in die Hauptstadt. Und wir schrieben uns weiter. Nach einer Weile lud er mich ein. Ich sagte, ich würde später nachfliegen. Und ich flog tatsächlich. Nur eben nicht zu ihm. Ich flog zu meinem Jugendfreund.

Aber. Es ergab sich, dass ich mich während des Zusammenlebens mit meinem Freund manchmal mit diesem Mann traf. Er war Ausländer, aus Deutschland. Aus Schule und Universität konnte ich ein wenig Deutsch, also sprach ich mit ihm in meinem ziemlich gebrochenen Deutsch. Manchmal schickte

er einen Fahrer für mich. Ich kam in einem der bekanntesten Hotels der Hauptstadt an, machte mich dort fertig, woraufhin der Fahrer mich abholte und mich zu einer privaten Feier brachte. Wir verbrachten Zeit miteinander. Er machte mir Geschenke. Zuerst gewöhnliche, dann immer teurere. Eines Tages schlug er mir vor, gemeinsam mit ihm und seinen Freunden einen Roadtrip durch Europa zu machen. Das klang schön. Sehr schön. Doch ich lehnte ab. Nicht, weil ich nicht gern reiste. Und auch nicht, weil ich nicht begriff, wie ungewöhnlich dieses Angebot war. Es lag schlichtweg daran, dass ich herausfand, dass er manchmal Drogen nahm. Und das reichte mir. Ich wollte mich nicht auf eine Reise mit einem Mann begeben, an dessen Seite ich mich in einer Situation wiederfinden könnte, die ich nicht kontrollieren konnte. Welche Gelder, Möglichkeiten und schönen Orte auch immer hinter diesem Angebot standen, für mich war das hier wichtiger. Er nahm meine Absage gelassen hin. Wir tauschten uns weiterhin manchmal über soziale Netzwerke aus, doch aus der Beziehung wurde nie mehr.

Und ehrlich gesagt nahm ich diese Geschichte nicht einmal als etwas Besonderes wahr. Denn ich war nicht sonetwegen in die Hauptstadt geflogen. Ich suchte keinen reichen Mann. Ich schmiedete keine Pläne rund um sein Geld. Ich versuchte nicht, in seine Welt zu gelangen. Ich war einfach hingeflogen, um mein neues Leben aufzubauen, und wohnte bei einem Freund aus Kindertagen. Doch ich dachte nie daran, dass ich zu meinem Freund in die Hauptstadt fliegen würde mit dem Ziel, mich

dann mit einem Milliardär zu treffen. Nein. Einen solchen Plan hatte ich überhaupt nicht. Ich lebte einfach mein Leben weiter. Und dann tauchten völlig unerwartet ein Milliardär, ein Fahrer, Privatpartys, teure Geschenke und das Angebot einer Reise durch Europa in jenem Leben auf. Und das vielleicht Interessanteste an dieser ganzen Geschichte ist nicht einmal, dass er ein Milliardär war.

Sondern dass ich zum ersten Mal klar sah: Geld kann einem fast jede Tür öffnen, aber nicht jede Tür ist eine, die man braucht. Ich suchte weiter nach meinem Leben. Nicht nach dem eines anderen. Nach meinem eigenen. Und ich wusste noch nicht, dass es sich schon sehr bald wieder verändern sollte.

Flucht aus der Wohnung meines Freundes

Zwei Monate vergingen. September. Oktober. Und ich stellte mir immer wieder dieselbe Frage: „Was nun?“ Ich wusste, dass ich so nicht mehr leben wollte. Ich mochte dieses Leben nicht, meine Abhängigkeit vom Raum eines anderen oder das Gefühl, nicht dort zu sein, wo ich eigentlich sein sollte. Und immer öfter ertappte ich mich bei dem Gedanken: *Er ist ein guter Mensch. Aber das hier ist nicht mein Leben.* Und dann fiel mir etwas ein. Ich schrieb meiner Cousine dritten Grades und lud sie in die Hauptstadt ein, einfach für einen Urlaub, für eine Woche. Sie sagte freudig zu. Ich wusste, dass auch sie etwas in ihrem Leben verändern wollte. Und plötzlich dachte ich: „Warum machen wir es nicht zusammen?“ Sie kam an. Und genau da sah ich die Hauptstadt zum allerersten Mal wirklich. Davor hatte ich die Stadt kaum wahrgenommen. Ich arbeitete. Ständig arbeitete ich. Ich hatte keine Zeit, einfach herumzulaufen, mir Dinge anzusehen, schöne Orte zu besuchen, Gebäude zu betrachten, die Atmosphäre der Straßen zu spüren. Aber jetzt hatte ich jemanden, mit dem ich all das tun wollte. Wir gingen jeden Tag nach meiner Arbeit spazieren. Wir liefen durch das Zentrum. Schauten uns alte Gebäude an. Entdeckten schöne Orte. Lachten. Redeten über alles Mögliche. Und nach

und nach begann ich, die Stadt mit anderen Augen zu sehen. Plötzlich wurde mir klar: *Die Hauptstadt ist gar nicht so rau. Die Menschen sind gar nicht so kalt. Die Stadt ist schön. Und es gibt hier wirklich viele Möglichkeiten.* Es war bloß so gewesen, dass ich vorher keine Zeit gehabt hatte, das zu sehen. Es war nicht die Stadt, die mir gefehlt hatte. Es war mein eigenes Leben in dieser Stadt. Und zwischen meiner Cousine und mir funkte es einfach sofort. Und in dieser einen Woche trafen wir eine Entscheidung: Sie würde zu mir ziehen. Sie fuhr nach Hause, um noch zwei Wochen zu arbeiten, ihren Job zu kündigen und ihre Angelegenheiten zu regeln. Und ich blieb allein zurück. Und da, glaube ich, machte es klick in mir. Eines Tages kam ich früher als sonst nach Hause. Und plötzlich bekam ich Angst. Nicht davor, was passieren würde, wenn ich ginge. Sondern davor, dass ich es mir doch wieder anders überlegen würde, wenn ich jetzt bliebe. Also überlegte ich nicht lange. Ich packte meine Sachen. Rief ein Taxi. Und ging. Ich ging einfach. Ohne Erklärungen. Ohne lange Gespräche. Ohne den Versuch, die Dinge zu einem versöhnlichen Abschluss zu bringen. Ich packte mein Leben schlichtweg in meine Taschen und ging aus dieser Wohnung hinaus. Und am Abend rief ich ihn aus meiner neuen Wohnung an und sagte: „Ich bin gegangen. Und ich komme nicht wieder.“ Das war der erste Plan in meinem Leben, den ich mir nicht bloß ausgedacht hatte. Ich hatte ihn mir ausgedacht und in die Tat umgesetzt. Und damit fühlte ich mich zugleich leichter und verängstigter. Leichter, weil ich endlich getan hatte,

was ich schon so lange hatte tun wollen. Verängstigter, weil die Entscheidung nun gefallen war. Es gab kein Zurück mehr. In meinem Inneren herrschte Angst. Furcht. Erdrückender Stress. Und eine völlige Ahnungslosigkeit: „Was jetzt?“ Ich wusste noch nicht, wo ich als Nächstes wohnen würde. Ich wusste nicht, wovon ich leben sollte. Ich wusste nicht, was aus meiner Arbeit werden würde. Ich wusste nicht, wie sich mein Leben verändern würde. Doch zum ersten Mal wusste ich eines ganz sicher: Jetzt war das mein Leben. Und womöglich begann es genau ab diesem Moment, mir wahrhaftig zu gehören.

Fünf Mädchen, eine Wohnung

Als ich die Wohnung meines Freundes verließ, hatte ich keinen idealen Plan. Ich hatte überhaupt keine idealen Bedingungen. Ich zog mit vier Mädchen zusammen, die ich kaum kannte, in eine Zweizimmerwohnung fast im Zentrum der Hauptstadt. Fünf Mädchen. Zwei Zimmer. Eine Küche. Ein Bad. Und vollkommen unterschiedliche Leben, die irgendwie in einen einzigen Raum passen mussten. Während meine Cousine in ihrer Heimatstadt ihre Angelegenheiten regelte, war die Wohnung überfüllt. Die Preise für anständigen Wohnraum waren zu hoch, und eine eigene Wohnung konnte ich mir nicht leisten. Also musste ich so leben. Wobei ich es mir, ehrlich gesagt, selbst ausgesucht hatte. Ich wählte die Freiheit statt des Komforts. Ich arbeitete weiter als Lehrerin. Ich kam nach Hause zu vier fast fremden Mädchen, zu Lärm, Gesprächen, fremden Gegenständen und einem ständigen Gefühl der Enge. Das hatte so gar nichts mit dem schönen neuen Leben zu tun, das ich mir vorgestellt hatte. Aber es war mein Leben. Und eines Tages geschah etwas, das ich damals fast wie ein Wunder empfand. Eines der Mädchen bekam unerwartet ein Jobangebot im Ausland. Sie hatte schon lange darauf gewartet. Und sie sagte fast sofort zu. Sie reiste ab. Und ich sah auf den freien Platz und dachte: „Gott hat mir geholfen.“ Jetzt hatte meine Cousine einen Ort, an den sie kommen konnte. Sie brachte

ihre Dinge zu Ende, flog zu mir und fand fast auf der Stelle Arbeit. Und wir begannen zusammenzuleben. An Wochentagen arbeiteten wir. Nach der Arbeit gingen wir manchmal spazieren. Am Wochenende gingen wir wieder ins Zentrum. Und nach und nach begann ich, die Stadt kennenzulernen. Nicht diejenige, die ich sonst aus dem Fenster eines Schulbusses sah. Nicht diejenige, an der ich auf dem Weg zur Arbeit vorbeifuhr. Sondern die echte. Mit ihren schönen Straßen. Mit den Menschen. Mit Cafés, Plätzen, Parks und alten Gebäuden. Mit Möglichkeiten, die ich vorher schlichtweg nicht bemerkt hatte. Ich begann mich nicht mehr wie jemand zu fühlen, der zufällig in der Hauptstadt gelandet war, sondern wie jemand, der wahrhaftig hier lebt. Natürlich hatte ich Angst. Natürlich wollte ich manchmal alles hinschmeißen. Doch jeden Tag sagte ich mir dasselbe: „Arbeite einfach. Geh einfach weiter.“ Es war nicht nötig, sofort zu wissen, wie dieser Weg enden würde. Kein Grund für einen idealen Plan. Ich musste bloß den heutigen Tag leben. Dann den nächsten. Dann noch einen. Und ganz allmählich begann sich aus diesen gewöhnlichen Tagen ein neues Leben zu formen. Nicht das, was mir jemand angeboten hatte. Nicht das, was ich durch eine Beziehung bekommen hatte. Nicht das, was jemand für mich aufgebaut hatte. Ich begann, es selbst aufzubauen. Auch wenn es fürs Erste in einer Zweizimmerwohnung war. Auch wenn es mit vier fremden Mädchen war. Auch wenn es mit Angst, Ungewissheit und sehr wenig Geld war. Aber das war mein erster richtiger Schritt in ein unabhängiges Leben. Und damals verstand

ich noch nicht, wie wichtig er sich erweisen sollte.

Zwei Jahre

Ich brauchte zwei Jahre. Zwei Jahre, um nicht nur mein Leben nach außen hin zu verändern, sondern um anzufangen, mich im Inneren zu wandeln. Ein neuer Ort. Eine neue Arbeit. Eine Beförderung. Neue Menschen und Bekanntschaften. Bücher. Lernen. Psychotherapie. Und eine gewaltige Menge an Arbeit an mir selbst. Ich veränderte mich äußerlich, stellte meinen Stil komplett um, begann anders auszusehen, mich anders zu geben. Doch die inneren Veränderungen waren viel wichtiger. Ich begann, an meiner Sprache zu arbeiten. An meinem Verhalten. Ich lernte, meine Gefühle zu kontrollieren. Keine Wutanfälle zu bekommen. Zuzuhören. Und vor allem: wirklich hinzuhören. Ich lernte, empathisch zu sein. Interessante Menschen zu beobachten. Zu bemerken, wie sie sprechen, wie sie auf schwierige Situationen reagieren, wie sie sich anderen gegenüber verhalten. Und wenn ich etwas Gutes an einem Menschen sah, versuchte ich, es mir anzueignen. Nach und nach hörte ich auf, automatisch auf das Leben zu reagieren. Ich begann nachzudenken. Zu beobachten. Meine Reaktionen zu wählen. Und eines Tages ertappte ich mich bei einem ganz einfachen Gefühl: Ich war erwachsen geworden. Ich war nicht perfekt geworden. Ich war kein Mensch geworden, der nie wieder Fehler macht. Ich fühlte mich einfach zum ersten Mal heil. Ich ließ die Vergangenheit los. Nicht, weil ich sie vergessen hätte,

sondern weil sie mich nicht mehr kontrollierte. Es war genug Zeit vergangen, damit ich auf völlig andere Art und Weise auf mich selbst und auf andere Menschen blicken konnte. Ich fing an zu lesen. Viel. Sehr viel. Manchmal, wenn ich wieder ein Buch zuschlug, saß ich da und dachte: „Mein Gott... warum habe ich das nicht schon früher getan?“ Ich entnahm Büchern ganz konkrete Ideen, Werkzeuge und Gedanken, die wirklich in mir nachklangen, und begann, sie im Leben anzuwenden. Manche davon nutze ich bis heute. Und je mehr ich las, desto mehr verstand ich eine amüsante Sache. Einst hatte ich wahrhaftig geglaubt, ich wüsste schon alles: dass ich alt genug sei, erfahren genug, dass ich die Menschen, Beziehungen und das Leben bereits verstünde. Wie naiv ich doch war. Doch mit der Zeit wurde mir klar: Daran ist überhaupt nichts verkehrt. Denn es zählt nicht, wer du warst. Nicht, wie viele Fehler du gemacht hast. Nicht, wie oft du dich für den falschen Menschen entschieden hast. Und nicht einmal, wie viel Zeit du verloren hast. Das Wichtigste ist, was du tust, nachdem du es begriffen hast. Ich ging weiter vorwärts. Und zum ersten Mal in meinem Leben brauchte ich nicht mehr vor der Vergangenheit davonzulaufen. Ich ging schlichtweg darauf zu, ich selbst zu werden.

Ich lernte zu gewinnen

Allmählich begann sich die Hauptstadt für mich zu verändern. Oder vielleicht veränderte ich mich. Denn die Stadt blieb dieselbe. Dieselben Straßen. Dieselben Gebäude. Dieselben Menschen. Es war bloß so, dass ich nun nicht mehr von unten nach oben auf die Hauptstadt blickte. Ich begann zu wachsen. Zuerst wurde ich zur stellvertretenden Schulleiterin für den laufenden Betrieb befördert. Im Grunde war es die Position einer Assistentin der Schulleitung, aber mit enorm viel Verantwortung. Doch selbst das genügte mir nicht. Ich lernte weiter. Zwei Diplome schienen mir nicht mehr genug zu sein, also beschloss ich, ein drittes zu machen. Ich schrieb mich an einem hauptstädtischen Institut für einen Studiengang ein, der sich mit der Leitung von Bildungseinrichtungen befasste. Ein Jahr später schloss ich mit Auszeichnung ab. Danach wurde ich zur stellvertretenden Schulleiterin für Schülerangelegenheiten ernannt. Zusätzlich betreute ich das außerschulische Bildungsprogramm an der Schule. Mein Gehalt wurde erhöht. Und ich erinnere mich noch an dieses Gefühl. Ich war stolz auf mich. Einst war ich mit einem kleinen Koffer und zwei Diplomen in der Hauptstadt angekommen. Und jetzt war ich eine Führungskraft. Ich verdiente gut. Ich konnte eine Hypothek für eine Wohnung aufnehmen. Ich begann, mein Zuhause einzurichten, es mir in meiner Wohnung gemütlich zu

machen. Ich konnte reisen, zur Kosmetikerin gehen und mir kaufen, was ich wollte, ohne irgendjemanden um Erlaubnis zu fragen oder mich dafür zu rechtfertigen, wozu ich es brauchte. Ich wurde nach und nach zu jenem Menschen, den ich mir einst ausgemalt hatte, als ich noch in einem kleinen Dorfhäuschen saß. Damals hatte ich gedacht: Wenn ich jemals genau so leben könnte, dann hätte ich gewonnen. Und ich hatte wirklich gewonnen. Ich hatte gelernt zu überleben. Ich hatte gelernt, Geld zu verdienen. Ich hatte gelernt zu arbeiten. Ich hatte gelernt zu führen. Ich hatte gelernt, Entscheidungen zu treffen. Ich hatte gelernt, keine Angst vor einem großen Leben zu haben. Und eines Abends ertappte ich mich bei einem völlig unerwarteten Gedanken: »Und das war es jetzt?« Ich hielt inne. Scheinbar hatte sich alles gefügt. Ich hatte die Hauptstadt erobert. Ich hatte mir einen guten Job gesichert. Ich hatte eine Position erreicht. Ich hatte ein drittes Diplom erworben. Ich hatte eine Wohnung gekauft. Ich hatte mir ein Leben geschaffen, von dem ich einst nur träumen konnte. Ich hatte alles erreicht, was ich mir selbst versprochen hatte. Aber warum hallte diese Frage, »Und das war es jetzt?«, erneut in mir wider? Etwas fehlte. Ich verstand noch nicht, was genau. Es war keine Undankbarkeit. Es gab kein Gefühl, dass mein Leben schlecht wäre. Im Gegenteil. Es war gut. Ich begriff plötzlich einfach nur eines: Ein Ziel, das einst wie ein Gipfel erschien, wird eines Tages zu einem bloßen Punkt auf der Route. Ich hatte erreicht, worauf ich lange hingearbeitet hatte. Und jetzt musste ich herausfinden: Wohin gehe ich als

Nächstes? Ich wusste die Antwort nicht. Doch dieses Mal machte es mir keine Angst. Ich sagte mir einfach: »Wir werden sehen.« Und ich lebte weiter. Denn ich wusste bereits: Manchmal taucht die nächste Abzweigung genau dann auf, wenn man aufhört, nach ihr zu suchen.

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «Литрес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на Литрес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.